

Patrick Weber

Längst nicht alles rosa

Anderssein und doch ein Recht auf gleiche Rechte haben: homosexuelle Militanz ist in letzter Instanz auch ein Kampf für die individuelle Freiheit und Toleranz ganz allgemein. Was sind die Beweggründe dafür, sich ehrenamtlich für die Rechte von Schwulen und Lesben einzusetzen? Patrick Weber, von 1998 bis 2002 Präsident der „Rosa Lëtzebuerg a.s.b.l.“, erzählt aus seinem persönlichen Nähkästchen. Eine nicht immer rosige Bilanz...

Eigentlich, so hatte ich mir den vorliegenden Artikel zumindest ursprünglich ausgemalt, wollte ich an dieser Stelle erzählen, wie ich damals, Mitte der 1990er, zum ersten Mal in meinem Leben an einer der so genannten Gay Prides teilnahm. Unsere deutschen Nachbarn nennen es den „Christopher Street Day“, kurz CSD, in Gedenken an die erste Schwulenrevolte am 28. Juni 1969 im „Stonewall Inn“, einem Lokal in eben besagter New Yorker Christopher Street. Ich wollte erzählen, wie sehr es mich beeindruckt, nein, besser: bewegt und berührt hatte, gemeinsam mit mehreren tausend „Gleichgesinnten“ durch die Straßen von Brüssel zu ziehen, zum ersten Mal in meinem Leben mit solchen Massen von Schwulen und Lesben aus dem „Versteck“ zu kriechen, den „Schrank“ zu verlassen, mit Tränen der Rührung in den Augen, vielleicht auch irgendwie Erleichterung, ganz „offiziell“, ganz offen.

Okay, mein persönliches Coming-out lag bereits etliche Jahre zurück, meine engsten Freunde, meine Verwandten wussten längst, von „welchem Ufer“ ich sei und hatten dies ohne großen Aufstand ganz natürlich hingenommen. Mein damaliger Lebensabschnittspartner war problemlos in unsere Familie integriert, genauso wie ich in seine, und so hatte ich eigentlich ziemlich unbedarft in den schwulen All-

tag hineingelebt, der sich im Prinzip nur wenig von jenem jedes „ganz normalen Sterblichen“ unterschied.

Bis eben zu jenem sonnigen Samstag im Mai 1996, wo die Eindrücke der damals allerersten Ausgabe der Brüsseler Gay Pride auf mich eine stimulierende Wirkung hatten: Ja, ab sofort wollte ich nicht mehr einfach nur mein Ding machen, mein eigenes Leben irgendwo an einem der Ränder der Gesellschaft verbringen. Nein, in mir war jener Kampfgeist geboren, der mich dazu ermutigte, mich für meine „Brüder und Schwestern“ und für unsere gemeinsamen Rechte einsetzen zu wollen. Dafür, dass Akzeptanz und Toleranz nicht nur leere Worte blieben, sondern über kurz oder lang zu Gleichberechtigung vor dem Gesetz und somit zu einem Maximum an Gleichbehandlung durch die Gesellschaft führen möge. Und vor allem dafür, dass eines Tages kein Jugendlicher sich mehr mit Scham und Selbstzweifeln die Frage nach dem eignen Anderssein stellen müsste.

„Homosexualitéit – och zu Lëtzebuerg?!“

Ja, eigentlich wollte ich an dieser Stelle erzählen, wie ich dann, zurück in Luxemburg, meinen ersten, damals noch anonymisierten Leserbrief an verschiede-

dene Tageszeitungen verschickte, wie ich darin die damals von Lydie Err („Union civile“) und Renée Wagener („Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare“) vorgelegten Gesetzesvorschläge verteidigte, wie ich dann wenig später, erstmals noch schüchtern und zaghaft einer Versammlung der noch jungen „Rosa Lëtzebuerg a.s.b.l.“ beiwohnte, wo ich den damaligen Präsidenten Marc Grond, wenn man so will den Vorreiter schlechthin der Luxemburger Schwulenbewegung, kennenlernte. Dort traf ich auch Monique Mathieu, die Vorsitzende der zu jener Zeit noch getrennten Lesbenvereinigung „Rosa Lila“, und noch eine Handvoll motivierter Gleichgesinnter, die gerade dabei waren, eine große Informationsversammlung im hauptstädtischen „Cercle“ zu organisieren.

Mein Vorschlag, die Konferenz doch „Homosexualitéit – och zu Lëtzebuerg?!“ zu nennen, wurde damals ebenso wohlwollend angenommen wie mein Angebot, mich aufgrund meiner guten, als Journalist beruflich bedingten Kontakte zu den verschiedenen Medien um die Pressearbeit zu kümmern. Dass sich am Ende, entgegen unserer schlimmsten Befürchtungen, weit über 100 Personen einfanden, um dem Infoabend beizuwohnen und auch die einheimische Presse unsere Konferenz zum Anlass nahm, gleichge-

schlechtliche Liebe intensiv zu thematisieren, war nicht nur ein bewegendes Erfolgserlebnis, nein, vor allem motivierte es uns damals, gemeinsam weiter zu arbeiten und verstärkt den Weg in die Öffentlichkeit zu suchen.

Da Marcs Gesundheitszustand es nicht mehr zuließ, neben dem persönlichen Kampf gegen Aids auch noch jenen für das Luxemburger Homo-Volk zu stemmen, baten mich meine Weggefährten, doch bitte den Präsidentenposten anzunehmen, was ich – wenngleich zögernd – tat, wissend, dass mein Job und die zahlreichen damit verbundenen Auslandsreisen eigentlich nur schwer mit einer ehrenamtlichen Tätigkeit vereinbar waren. Es folgte eine weitere Konferenz, diesmal unter dem Motto „Homosexualité – gëschter, haut an muer“, die erneut über hundert Zuhörer anlockte, darunter verständlicherweise ein nicht unbedeutender Anteil von selbst „Betroffenen“, was mich spontan in meiner Abschlussrede zu jener Frage trieb, die zu meiner Überraschung, aber auch Genugtuung mehrheitlich mit einem stolzen „JA!“ beantwortet wurde: „Ihr seid nun zwei Mal unserer Einladung zu einer Konferenz gefolgt und habt euch damit indirekt öffentlich ‚geoutet‘, zumindest zwischen den schützenden vier Wänden der jeweiligen Veranstaltungsräume. Wärt ihr nun ebenso bereit, gemeinsam mit uns im kommenden Frühjahr vor den Landeselectionen in der Hauptstadt an die Öffentlichkeit zu treten?“

Und so war das „Gay Mat“ geboren, jenes schwul-lesbische Straßenfest, das seither Jahr für Jahr in der Tradition der oben beschriebenen Gay Prides und CSDs auch in Luxemburg ein gleichermaßen farbenfrohes und doch auch Gleichberechtigung forderndes Bild abgibt. Für die erste Ausgabe zwei Wochen vor den Legislativwahlen 1999 hatten wir uns, noch etwas zaghaft, für ein eher beschauliches Stelldichein am Kapuzinerplatz entschieden, bevor wir ein Jahr später mitten in die „gute Stube“ der Hauptstadt, auf den „Place d'Armes“, umzogen.

Eigentlich wollte ich in diesem Artikel dann auch erzählen, wie ich abends nach dem ersten Gay Mat zu Gast bei Mariette Zenners im RTL-Topthema war und erst-

mals vor laufender Kamera nicht nur Rede und Antwort stand, sondern vor allem somit auch dem Allerletzten hierzulande klar werden musste: „Hey, der Typ aus der *AutoRevue* ist schwul! Das hätte ich wirklich nicht gedacht.“ Und gerade das war es, was mir letztlich so wichtig gewesen war: zu zeigen, dass „schwul“ eben nicht gleichbedeutend mit „Frisör“ oder „Tunte“ sein musste, nein, dass, so wie ich es Mariette damals auch im Interview sagte, Schwule und Lesben überall in der Gesellschaft angesiedelt sind, und dass es irgendwo auch an uns selbst, den Schwulen und Lesben, sei, uns als solche erkennen zu geben, in unserem direkten, privaten, beruflichen, schulischen Umfeld, um es den Mitbürgern zu erlauben, Gesichter auf das

Fremde zu setzen, und es so weniger fremd erscheinen zu lassen, weniger angsteinflößend. Ursprünglich wollte ich auch auf die unzähligen, überraschend positiven Reaktionen auf mein damaliges „TV-Outing“ eingehen, insbesondere in jener doch eher von Machismus geprägten Szene des Motorsports, der ich seit jeher angehörte.

Gay Mat, CIGALE, PACS...

Auch wollte ich eigentlich auf unsere weiteren Initiativen zurückblicken, die Schaffung eines schwul-lesbischen Filmfestivals (später „TransCulturelles“), die Gespräche mit den politischen Parteien, die Verhandlungen mit dem Familienministerium, welche letztlich, unter dem

Impuls des viel zu früh verstorbenen Mill Majerus zur Gründung des „CIGALE“ (Centre d'Information Gay et Lesbien) führten, auf die Einführung des Partnerschaftsgesetzes ... Ich wollte dann aber auch auf die persönlichen Gründe eingehen, die mich Mitte 2002 dazu bewogen, mich vom Präsidentenposten und somit auch aus der aktiven „Militanz“ zurückzuziehen. Zum Beispiel, weil ich es damals kontraproduktiv für die Bewegung fand, dass beinahe im Monatsrhythmus ein und dasselbe Gesicht in Fernseh-, Radio- und Zeitungsinterviews die homosexuelle Bevölkerung Luxemburgs personifizierte, aber auch, weil ich, wie wohl jeder, der sich irgendwann im Ehrenamt engagierte, die ewigen Nörgeleien von Mitgliedern zum Halse raushängen hatte, denen wir entweder nicht genug – frei nach dem Motto „Warum organisiert ihr nicht mal dieses oder jenes?“, worauf ich dann meistens entgegnete: „Ok, komm in unsere nächste Versammlung und nimm die Sache in die Hand!“, und zur überstrapazierten Ant-

wort bekam: „Du, nee, weißt du, ich hab leider nicht viel Zeit, und außerdem, verstehst du, ich muss diskret bleiben...“ – oder aber zu viel taten („Warum engagiert ihr euch eigentlich? Uns geht's doch ganz gut in unserem Schrank?“). Den einen war man zu kompromissbereit, nicht kämpferisch, nicht „radikal“ genug, den andern wiederum zu offensiv, zu „öffentlichkeitsgeil“. Vorwürfe, die eine Zeitlang abprallen und dann doch irgendwann zu sehr an die Substanz gehen, vor allem dann, wenn es grad auch privat nicht ganz so gut läuft. Man ist halt auch immer nur ein Mensch.

„Les pédés au bûcher“

Wie gesagt, all dieses wollte ich eigentlich in meinem Artikel beschreiben. Doch dann kam dieser unsägliche 13. Januar 2013. Jener Tag, an dem hunderttausende – laut polizeilichen Schätzungen 350 000, laut Veranstalter „über eine Million“ – Franzosen in unserem Nachbarland bei der so genannten „Manif pour tous“

durch die Pariser Hauptstadt zogen, um gegen die Öffnung der Ehe und der Adoption für gleichgeschlechtliche Paare zu demonstrieren.

Obschon die Veranstalter, angeführt von der mediengewandten, selbsternannten „Ikone des Pariser Nachtlebens“ Frigide Barjot (mit bürgerlichem Namen Virginie Tellenne geborene Merle) und der ehemaligen französischen Wohnungsbauministerin Christine Boutin, die bereits 1998 Hauptdrahtzieherin der Anti-PACS-Bewegung gewesen war, immer wieder lautstark beteuerten, wie sehr sie doch die Schwulen und Lesben in ihren Herzen tragen würden und jeden Verdacht auf eventuelle, wie auch immer geartete Homophobie empört und beleidigt zurückwies; obschon die einstigen Sprüche wie „les pédés au bûcher“, welche von den großen Anti-PACS-Demos aus dem Jahr 1998 noch in trauriger Erinnerung blieben, aus der neuzeitigen „Manif pour tous“ verbannt wurden, indem die Orga-



LE GOUVERNEMENT
DU GRAND-DUCHÉ DE LUXEMBOURG
Ministère de l'Économie
et du Commerce extérieur
Département de l'économie solidaire



Journée de co-création citoyenne autour du sujet: „La pauvreté au Luxembourg: illusion ou réalité?“

L'entreprise sociale, un partenaire
dans la lutte contre l'exclusion.

Mercredi, 13 mars 2013 à partir de 8h30

Schéiss aux Arquebusiers

142, Val Sainte Croix L-1370 Luxembourg

Infos & Inscriptions: 123gosocial@cc.lu



POVERTY

MERCI AUX PARTENAIRES 1,2,3 GO SOCIAL:

NOS PARTENAIRES FINANCIERS :



LE GOUVERNEMENT
DU GRAND-DUCHÉ DE LUXEMBOURG
Ministère de l'Économie
et du Commerce extérieur
Département de l'économie solidaire



NOS PARTENAIRES MÉTHODOLOGIQUES :



UNIVERSITÉ DU
LUXEMBOURG



Ministère de l'Économie
et du Commerce extérieur



Ministère de l'Économie
et du Commerce extérieur



Ministère de l'Économie
et du Commerce extérieur

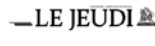


Ministère de l'Économie
et du Commerce extérieur



Ministère de l'Économie
et du Commerce extérieur

NOS PARTENAIRES MÉDIAS:



Ministère de l'Économie
et du Commerce extérieur



Ministère de l'Économie
et du Commerce extérieur



Ministère de l'Économie
et du Commerce extérieur



Ministère de l'Économie
et du Commerce extérieur



nisatoren peinlichst darauf achteten, dass nur eine Handvoll „geglätteter“, politisch möglichst korrekter Slogans im vereinheitlichten, rosafarbenen Design, begleitet von poppigen ABBA-Klängen, auf Pappschilder geklebt über den Weg durch die „capitale“ zum „Champ-de-Mars“ getragen wurden; obschon gleichzeitig die Empfehlung, oder sollte man nicht doch besser Order schreiben, an die Teilnehmer erteilt worden war, ja keine Presseinterviews zu geben und das Reden einer Handvoll geübter „porte-parole“ zu überlassen, um so möglichst jedes Risiko der befürchteten „dérapages“, sprich wie auch immer gearteter schwulenfeindlicher „Ausrutscher“ zu vermeiden.

Kurzum: obschon alle Vorkehrungen getroffen worden waren, der „Manif pour tous“ einen möglichst friedfertigen und –welch Zynismus– „schwulenfreundlichen“ Anstrich zu verleihen, brauchten einige gewiefte Journalisten nicht lange an der Fassade zu kratzen, um diese zum Bröckeln zu bringen, indem sie so manchen Demo-Teilnehmer dann doch dazu bewegten, sein „Schweigegeplübe“ zu brechen und seine wirklichen „Beweggründe“ kundzutun, an diesem besagten Sonntag mit hunderttausenden Gleichgesinnten durch Paris zu marschieren.

Da waren dann doch auf einmal längst nicht mehr nur die als Leitmotiv vorangestellten Sorgen um die „armen, armen Kinder“, welche nicht, wie es das Weltbild der Anti-Bewegung verlangt, mit „un papa et une maman“ aufwachsen, alleinige Motivation, nein, nicht wenige „Manif“-Teilnehmer wurden dann doch ertappt bei einem „naja, also nichts gegen Schwule und Lesben, aber zwei Männer oder zwei Frauen, also verstehen Sie mich nicht falsch, aber irgendwie, naja, also das ist, na, Sie wissen schon, also das ist ja dann doch nicht ganz normal, oder ...?“.

Kreuzzug gegen Schwulenrechte

Und auch wenn die Organisatoren des Kreuzzugs gegen die Schwulenrechte im Vorfeld noch so sehr darauf gepocht hatten, die ganze Chose sei weder politisch, noch in irgendeiner Form religiös angehaucht, so konnte die massive Präsenz der oppositionellen UMP-Politiker genauso

wenig wie jene zahlreicher kirchlicher Würdenträger nicht darüber hinwegtäuschen, wes Gottes Kind dahintersteckte. Zumal bereits im Vorfeld ausgerechnet die der „Anti-Bewegung“ eigentlich positiv gesinnte französische Nachrichten-Fernsehstation BFMTV Frigide Barjot in einer zwanzigminütigen Reportage bei ihren Rekrutierungsversuchen potenzieller Demoteilnehmer durch die Kirchen und Pfarreien Frankreichs begleitet hatte, wobei ihr sogar ein Priester in Lyon direkt nach seiner – ebenfalls als Aufruf zur „Manif pour tous“ ausgelegten – Weihnachtspredigt vor laufender Kamera das Wort erteilt hatte, was die anwesenden Gläubigen gar mit zaghaftem Applaus quittiert hatten. Und auch, dass die Kirche in und um Paris den von weither Anreisenden Übernachtungsmöglichkeiten zur Verfügung stellte, während zahlreiche Obdachlose, denen man zuvor gerade diese Lokalitäten verweigert hatte, weiter in der Kälte verharren mussten, war längst durch die Presse gegangen.

Dass die Kirche sehr wohl mit an der Organisation und Finanzierung des mit über einer Million Euro chiffrierten Mammutereignisses – so wurden beispielsweise 5 TGV-Züge und 900 (!) Busse gechartert, um die Teilnehmer aus dem gesamten Hexagon nach Paris zu bringen, und über 4,5 Millionen Flyer verteilt – beteiligt war, bestätigte denn auch Wochen später in einem „Canal+“-Interview ausgerechnet der Belgier Alain Escada, seines Zeichens Vorsitzender des zur integristischen Katholikenbewegung zählenden „Institut Civitas“. Diese Institution steht wiederum jener Organisation „Pro Europa“ nahe, die am 22. November 2012 vor der Luxemburger Abgeordnetenkammer mit Kindersärgen gegen das neue Abtreibungsgesetz protestiert hatte.

Das als rechts-extrem eingestufte Civitas war auf Drängen der Kirche von der „Manif pour tous“ ausgeschlossen worden und defilierte so am 13. Januar getrennt durch die Straßen von Paris, wobei man sich in den eigenen Interview-Aussagen und Spruchbändern denn auch klar vom (O-Ton) „weichgespülten“ Image der eigentlichen „Manif pour tous“ distanzierte und absolut keinen Hehl aus der eigenen „Schwulenskepsis“ machte – und auch

weiterhin macht. Besonders Frigide Barjot, die sich – stets demonstrativ mit einer in früheren Zeiten als Geschenk erhaltenen Werbejacke des Pariser Schwulenlokals „Banana Café“ bekleidet – gegenüber jedem, der es hören will, als „l'amie des gays“ ausgibt, ist dem Civitas-Führer gerade deshalb ein Dorn im Auge.

Latente und offene Homophobie

Eines zumindest muss man – ein wenngleich fragwürdiges Verdienst – den Civitas-Anhängern freilich zugestehen: ihr ehrliches Bekenntnis zur Homophobie. Anders verhält es sich da schon mit den übrigen Gegnern der Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare, denen sie übrigens sogar das Wort „couple“ aberkennen, da dies ausschließlich auf heterosexuelle Beziehungen verwendbar sei, bei gleichgeschlechtlichen Partnern könne man bestenfalls von „paire“ oder „duo“ sprechen. Ihre latente, offensichtlich sogar unbewusste Schwulenfeindlichkeit überspielen sie durch ihren zumeist locker fröhlichen Auftritt, ihr Lächeln, wenn sie mit gespaltener Engelszunge verkünden, dass sie doch alle, ausnahmslos *alle*, diesen oder jenen (Alibi-)Schwulen zu ihrem engsten Bekanntenkreis zählen würden und ja schon allein deshalb gar nicht homophob eingestellt sein könnten, das wäre ja total widersprüchlich und schwachsinnig, nur sei halt die Ehe, „le mariage“, einzig und allein Männlein und Weiblein im wechselseitigen Doppelpack vorbehalten und müsse dies auch auf ewig bleiben. Genauso wenig könne ein Kind ohne „un papa et une maman“ aufwachsen, denn alles andere führe – allen längst vorliegenden Studien und den Hunderttausenden Fallbeispielen weltweit zum Trotz – zwangsläufig zu Psychosen, sexueller Orientierungslosigkeit und allem sonst erdenklichen Übel.

Womit der Hauptslogan der „Manif pour tous“ nicht nur die auf rund 40 000 geschätzten derzeit allein in Frankreich bei gleichgeschlechtlichen Paaren aufwachsenden (oder bereits aufgewachsenen) Kinder stigmatisiert, sondern auch die im Hexagon auf mehrere Hunderttausend geschätzte Zahl an Kindern Alleinerziehender. Ein Kollateralschaden, den die Gegner der „Homo-Ehe“ denn auch ohne

irgendwelche Skrupel in Kauf nehmen. Genauso wenig wie sie sich darum scheeren, dass das Suizidrisiko Studien zufolge bei heranwachsenden Schwulen, Lesben und Bisexuellen 6- bis 16-fach höher liegt als bei heterosexuellen Jugendlichen. Wobei besonders die soziale Ablehnung durch ein homophobes Umfeld (Schule, Familie, Ausbildungsplatz, Sportverein...) als Hauptgrund genannt wird.

Hand aufs Herz, wie – trotz aller noch so gut gemeinter Gegenbeteuerungen – kann man eine Bewegung anders als „schwulenfeindlich“ definieren, deren erklärtes und mit allen Mitteln verfolgtes Ziel es ist, einem Teil der Gesellschaft die gleichen Rechte zu verweigern? Nein, es ist ganz sicher weder Trugschluss noch Milchmädchenrechnung zu behaupten: Wer nicht bereit ist, Frauen das Wahlrecht zuzuerkennen, ist frauenfeindlich; wer Farbigen das Recht auf Mischehen verweigert, ist ein Rassist; und wer Schwulen und Lesben die gesetzliche Gleichstellung mit heterosexuellen Paaren nicht zugesteht oder sie mit einer Art „Zivilunion“ zweiter Klasse abspeisen will, hält sie zumindest frei nach George Orwells Motto „Alle Paare sind gleich, doch heterosexuelle Paare sind halt doch ein wenig gleicher“ für „weniger wert“. Eine solche Einstellung liegt zwangsläufig nicht sehr weit von Homophobie entfernt, selbst wenn sich viele dessen scheinbar nicht bewusst sind, nicht bewusst sein wollen.

Angst vor dem Fremden

Wobei „Phobie“ sich nicht rein zufällig mit „Angst“ übersetzen lässt: die Angst vor dem Fremden, Abscheu vor dem Ungewohnten, Unkenntnis einer „anderen“, deshalb aber sicherlich nicht „schlechteren“, „minderwertigeren“ Lebensform, manchmal sogar die Unterdrückung eigener gleichgeschlechtlicher Veranlagung. Doch allein der an die „Homoehegeger“ – übrigens ein falscher Begriff, es geht eben gerade *nicht* um eine (separate) Homo-Ehe für gleichgeschlechtliche Paare, sondern um eine wirkliche Gleichstellung, um die gleiche Ehe für alle – gerichtete Vorwurf, sie seien möglicherweise homophob eingestellt, löste in den vergangenen Wochen auf allen erdenklichen französischen Internetforen, in

unzähligen Facebook-Diskussionsfäden, ja sogar und ganz besonders während der politischen Debatten zum Gesetzestext in der Assemblée Nationale wahre Wellen der Empörung aus, die soweit gingen, dass die oppositionelle UMP immer wieder die 24 Sitzungen, welche insgesamt 109 Stunden (!) und 30 Minuten andauerten, wobei nicht weniger als 4 999, größtenteils von der Opposition eingereichte Änderungsvorschläge diskutiert wurden, unterbrechen ließ, sobald sich ein Vertreter der majoritären Gegenseite auch nur in den Bereich des Vorwurfs des Verdachts auf mögliche Homophobie vorwagte. So dass letztlich kaum noch jemand den Mut aufbrachte, der immer wiederkehrenden, willkürlichen Vermischung von Homosexualität, Polygamie, „Zoophilie“, Inzest und Pädophilie zu widersprechen, die gleichzeitig auch in den sozialen Netzwerken immer wieder von den „anti-mariage“ überstrapaziert wird, wobei selbstverständlich Aids als typisches Schlagwort nicht fehlen darf.

Gar nicht erst zu sprechen von der angeblich „automatisch“ mit der Öffnung der Ehe einhergehenden „Kommodifizierung“, d. h. des „zur Ware Werdens“ von Kindern, sowie der immer wiederkehrenden Verschwörungstheorie, hinter dem ganzen Gesetzestext stecke ein Komplott einer „allmächtigen minoritären LGBT-Lobby“, welche dabei sei, den Staat zu unterwandern. Und natürlich jener völlig an den Haaren herbeigezogenen Befürchtung, durch die Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche, demnach per Natur „unfruchtbare“ Paare sei die Menschheit zwangsläufig in Bälde vom Aussterben bedroht. Fast so, als wenn auf einmal die gesamte Weltbevölkerung von der schlimmen Seuche Homosexualität befallen würde und niemand mehr der arterhaltenen Heterosexualität frönen möge.

Sicher, als aussenstehender Leser mag man geneigt sein, viele dieser Begriffsverwirrungen einzig mit einem Schulterzucken und Kopfschütteln zu quittieren. Und auch nur schwerlich verstehen, wieso man solche Behauptungen überhaupt ernst nimmt, statt sie einfach nur zu ignorieren. Wird man als Schwuler oder als Lesbe, beinahe im Stundenrhythmus, mit immer und immer wieder den gleichen Vorurteilen, immer

und immer wieder den gleichen Anschuldigungen, ja Verleumdungen konfrontiert, nachdem man eigentlich davon ausgegangen war und auch ausgehen konnte, vieles habe sich inzwischen zum Besseren gewandt, dann schmerzt es doch, dann werden alte Wunden aufgerissen, jene aus der eigenen Zeit vor dem Coming-out, jene der eigenen Selbstzweifel, der eigenen Angst vor dem Anderssein und der Furcht vor den Reaktionen des Umfelds.

Und man fühlt mit jenen, die, weil zu jung, zu unerfahren, an dieser Ausbreitung von Hass und Intoleranz zu zerbrechen drohen, noch bevor sie überhaupt die Chance auf schwules, auf lesbisches Selbstbewusstsein wahrnehmen können. Und denkt mit umso mehr Schrecken an jene Kinder und Jugendliche, die möglicherweise sogar ausgerechnet in jenen Familien aufwachsen, welche nun massiv gegen die Rechte von Schwulen und Lesben demonstrieren. Kinder und Jugendliche, die, so sie selbst eines Tages ihr Anderssein entdecken sollten, ein Leben lang mit dem Gedanken leben müssen: Meine Eltern, meine eigenen Eltern, haben gegen meine Gleichberechtigung, haben gegen *mich* demonstriert. Kein schöner Gedanke, vor allem wenn man diese Eltern eines Tages einweihen will, was letztlich jeder Schwule, jede Lesbe sich innigst wünscht, tun zu können!

Ich möchte an dieser Stelle noch bemerken, dass ich keinesfalls behaupten will, „alle“ Gegner des von der französischen Justizministerin vorgelegten Gesetzestexts seien in erster Linie auch aus religiös-dogmatischen Gründen gegen die Gleichstellung. Und doch, das musste ich in den vergangenen Wochen immer und immer wieder in Diskussionen und Gesprächen feststellen, ist es eher selten, dass ein Gegner nicht irgendwann im Laufe des Gesprächs auf seinen Gott, seine wie auch immer geartete Religion zu sprechen kommt. Ob Moslem, Jude oder Katholik, irgendwann fällt dann meist doch das Stichwort „gottgewollt“, und die Behauptung, Homosexualität sei dies ja nun ganz sicher nicht. Das Gegenargument, es sei vielleicht wohl eher nicht „religionsgewollt“, wird zumeist postwendend mit dem Vorwurf der Blasphemie abgetan. Und nur allzu selten, aber immerhin, eile

mir dann ein bekennender Christ, Moslem, Jude zu Hilfe, für den Nächstenliebe alle Menschen einschließe, nicht nur jene, die sich zu der einzig „genormten, naturgewollten und zur Fortpflanzung dienenden Paarung von Mann und Frau“ zusammenfügen. Ich hoffe ich verrate nicht zu viel, wenn ich sage, dass ich persönlich dann zumeist meine Ruhe hatte, während Hasstiraden auf den vermeintlichen „Religionsverräter“ niederprasselten...

Heterosexuelles Schweigen und Wegschauen

Wahre Grabenkämpfe demnach, verbale Schlachtfelder, deren Ausmaß nicht nur mir persönlich nächtelang den Schlaf raubten. Seit jenem schwarzen 13. Januar in Paris wurde vielen Schwulen und Lesben selbst hier in Luxemburg angst und bange. Vor allem deshalb, weil die Gegenbewegung indirekt, vielleicht ja sogar ungewollt und unbewusst, gewisse Zungen gelöst und aus dem braunen Sumpf gelockt hat, die nun vermehrt, teilweise sogar konspirativ organisiert, gut versteckt hinter der Anonymität des Internets, ihrer Abneigung gegen Homosexuelle mit ungeschminkt deutlichen Hetzparolen freien Lauf lassen und dabei sogar nicht davor zurückschrecken, öffentliche Befürworter der Eheöffnung auf infame Weise als Kinderschänder zu verleumden. Ich erspare dem werten Leser an dieser Stelle die vielen Zitate, welche ich in den vergangenen Wochen sammeln musste, welche viele meiner französischen „Mitstreiter“ teilweise – zu Recht – dazu veranlassten, Klage einzureichen gegen jenes abscheuliche Gedankengut, das Erinnerungen an die Zeiten von „Rosa Winkel“ und Judenstern wachruft.

Am Ende bleibt freilich die immer wiederkehrende Frage, weshalb so viele unserer heterosexuellen Freunde und Bekannten einfach „wegschauen“, so tun, als gehe unser Kampf für gleiche Rechte sie nichts an, obschon die große Masse eigentlich durchaus mit unserer Forderung nach Gleichbehandlung, nach der endlich auch symbolischen Gleichstellung vor dem Standesamt oder in Fragen der Adoption einverstanden ist. Ihr Schweigen ist manchmal so furchtbar ohrenbetäubend ...

In den kommenden Monaten wird nun endlich auch in Luxemburg das Gesetzesprojekt zur Öffnung der Ehe und wohl zumindest auch einfachen Adoption im Parlament auf die Tagesordnung kommen. Womit endlich ein Wunsch, ein Traum, den ich damals in jenem zu Beginn beschriebenen Leserbrief nach der Rückkehr von meiner ersten Gay-Pride-Teilnahme geäußert hatte, in Erfüllung ginge. Es bleibt zu hoffen, die Diskussion möge hierzulande sachlicher geführt werden, weniger schwulenfeindliche Zungen innerhalb der „vox populi“ lösen.

Und doch weiß ich, es bleibt auch danach ein weiter Weg. Wenngleich die Ehe für uns Schwule und Lesben einen erneuten, wichtigen Schritt auf dem Weg zur gesellschaftlichen „Normalität“ bedeutet, wenngleich sie den kommenden Generationen das Leben mit dem Anderssein erleichtern wird, weil anderssein vor dem Gesetz – und somit weiten Bevölkerungsteilen – nicht mehr gleichbedeutend mit weniger wertvoll sein wird; wenngleich die Rechte und Freiheiten, die man einer Minderheit zugesteht, letztlich gleichzeitig die Freiheit und Rechte der Gemeinschaft stärken, so bleibt doch die traurige Gewissheit, dass

Schwulen- und Lesbenfeindlichkeit, dass Homophobie, die Angst und Abscheu vor dem Fremden, auch weiterhin in manchen Köpfen fest verankert bleiben wird. Und nur gemeinsam, ob hetero-, homo-, bisexuell, können wir dafür sorgen, diese Verankerung nach und nach, von Generation zu Generation, zu lösen.

Am kommenden 24. März laden Frigide Barjot, Christine Boutin und die französische Opposition erneut nach Paris, zu einer noch größeren, noch rosafarbeneren, vermeintlich noch schwulenfreundlicheren „Manif pour tous“ (mais contre certains), um doch noch zu ABBA-Klängen und Techno-Musik das französische Gesetz zur Öffnung der Ehe und Adoption zum Scheitern zu bringen. Und wieder werde ich, wie so viele von uns, an jenem Tag an jenen Heranwachsenden irgendwo in der französischen Provinz denken, der die Bilder von hunderttausenden Demonstranten im Fernsehen sehen und sich die bange Frage stellen wird: „All die vielen Menschen in den Straßen von Paris? All diese Menschen gegen meine Rechte? All diese Menschen gegen mich?“ Und ich werde hoffen, dass er an diesem Tag stark sein wird, sehr, sehr stark... ♦